

Träume vom Glück – philosophisch

Uwe Meixner, Augsburg

Glück im Sinne von „glückliches Dasein“ hat in der Philosophiegeschichte als Thema philosophischer Überlegungen eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Eine Antwort auf die Frage, was Glück denn sei, gehört zu den Fragen, auf die sich noch die meisten Menschen eine Antwort gerade von der Philosophie erwarten. Dieser Vortrag stellt verschiedene Glückskonzeptionen vor, die im Laufe der Jahrhunderte von verschiedenen Philosophen vorgebracht wurden, und betrachtet sie kritisch. Verschwiegen werden soll aber auch nicht der philosophische Pessimismus, der – nicht unbegründet – von der These ausgeht, dass dauerhaftes und umfassendes menschliches Glück, so wie der Mensch und die Welt nun einmal ist, unmöglich sei.

In der Präambel der Unabhängigkeitserklärung der 13 ursprünglichen Vereinigten Staaten von Amerika vom 4. Juli 1776 heißt es:

„Wir erachten diese Wahrheiten als offensichtlich, dass alle Menschen gleich geschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, dass unter diesen Leben, Freiheit und *das Streben nach Glück* sind.“¹

Das Streben nach Glück ist hiernach ein Menschenrecht. Worin aber besteht das Streben der Menschen nach Glück, oder worin *sollte* es bestehen, und hat es eine Chance zur Erfüllung zu kommen?

Der große Theologe und Philosoph des Mittelalters Thomas von Aquin (1225 – 1274) sagt:

„Nach Glückseligkeit streben ist nichts anderes als danach streben, daß der Wille Sättigung erfahre.“²

¹ We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the pursuit of Happiness.

² [A]ppetere beatitudinem nihil aliud est quam appetere ut voluntas satietur; *S.th.* I-II 5,8 c [*Summa Theologiae*, Mailand: Edizioni Paoline 1988, S. 587].

Wenn das Streben nach Glück, nach Glückseligkeit, darin besteht, danach zu streben, dass der Wille Sättigung erfahre, *freudvolle* Sättigung selbstverständlich, dann besteht *Glück*, das Ziel dieses Strebens, darin, dass der Wille Sättigung *tatsächlich* erfährt. Mit anderen Worten, mit sprichwörtlichen Worten:

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Womit gemeint ist: Die Erfüllung des je eigenen Willens ist für jeden Menschen *Glück*.

Das ist die allgemeinste Wahrheit, die sich über Glück sagen lässt. Aber sie ist, wie alle allgemeinsten Wahrheiten, eine rein formale Wahrheit. Sie sagt nichts darüber aus, worin Glück für Menschen vorfindlich-faktisch inhaltlich besteht, und auch nichts darüber, worin Glück für Menschen inhaltlich bestehen *soll*. Welcher *gesollte*, daher *normative* Glücksinhalt von diesem oder jenem *vorfindlich-faktischen* eventuell gar sehr abweicht.

Worin Glück für Menschen vorfindlich-faktisch inhaltlich besteht, beschreibt die Psychologie, die Soziologie und die Mentalitätsgeschichte. Tatsächlich sind die vorfindlich-faktischen Glücksinhalte außerordentlich heterogen, teilweise leider auch pervers. (Vor dem Glück der Psychopathen der verschiedensten Couleur, vom grausamen Tyrannen bis zum Pädophilen, graut es Nichtpsychopathen.) Bei aller Heterogenität der Glücksinhalte und des entsprechenden Glücksstrebens unter den Menschen gehört für die meisten Menschen *sinnliches Glück* zum *Glück* dazu. Das ist *faktisch-vorfindlich so*, und *so soll* es auch sein. Denn es ist *gut und richtig so*, *normativ* richtig, dass sinnliches Glück zum Glück dazugehöre, freilich nicht als eine hinreichende, ja nicht einmal als eine *unbedingt* notwendige Bedingung für *das Glück*, sondern nur als eine vollendende Begleitung von ihm. Zu *dieser* Feststellung – einer *normativen* Feststellung – kommt nun aber die philosophische Vernunft, nicht etwa die Psychologie, und zu ihr gelangt auch durchaus nicht jeder Philosoph.

Was nun ist *sinnliches Glück* (vom normativ-philosophischen Standpunkt aus betrachtet, *nicht* vom normativ unterscheidungslosen der Psychologie, aber selbstverständlich ohne die Psychologie einfach beiseitezulassen)? Wenn auch sinnliches Glück begrifflich nur eine vollendende Begleitung des Glücks ist, so bedingt eine größere Abwesenheit sinnlichen Glücks doch faktisch in aller Regel sehr handfestes *Unglücklichsein*. Zum sinnlichen Glück

gehört *erstens* als seine „Grundierung“, nicht schon seine „Ausführung“, die Abwesenheit des Schmerzes, des körperlichen wie auch des seelischen, und überhaupt das Erleben der körperlichen Intaktheit: der Gesundheit, sowie das Erleben der harmonischen Eingebundenheit in eine intakte natürliche und soziale Umwelt, samt dem Erleben guter – also insbesondere freundlicher und friedlicher – Begegnung und Gemeinschaft, unterschiedlichen Tiefgangs (vom Gruß mit einem Lächeln bis zur Einheit des Fleisches und der Seelen). *Zweitens* gehören zum sinnlichen Glück die auf ein spezifisches Begehren folgenden, dieses erfüllenden moralisch erlaubten *sinnlichen Freuden*.

An erster Stelle sind dann sinnliche Freuden *animalische Freuden* aus der Stillung von Hunger und Durst, sowie aus der Sexualität, wenn sie befriedigt wird, aber auch ganz unscheinbare Freuden, wie die des Atmens, wenn man atmen muss (und atmen muss man, solange man lebt), des Sichterleichterns, wenn Darm oder Blase erleichtert werden müssen; des Sichkratzens an der Stelle, wo es juckt; des Ruhens, wenn man müde ist; usw. *usf.* *An zweiter Stelle* sind sinnliche Freuden *sinnlich-geistige Freuden* aus Kunstgenuss – von bildender Kunst, Schöner Literatur, Musik, Theater *usf.* – oder aus sonstigem ästhetisch-sinnlichem Erleben, wie dem Erleben von Landschaften, Sonnenuntergängen, Nachthimmeln *usf.* *Zwischen* den animalischen und den sinnlich-geistigen Freuden wiederum steht die Freude, zweifelsohne eine sinnliche, an der eigenen frei-willensgemäßen Körperbewegung, insbesondere dann, wenn sich Anstrengung und Erlangung in dieser schmerzfrei perfekt die Waage halten, sei es bei der Arbeit oder bei Sport und Spiel.

Gemäß nun dem griechischen Philosophen Epikur (341 v. Chr. – 270 v. Chr.) kann das Glück nur sinnliches Glück sein. Anderes menschliches Glück als sinnliches Glück kann es nach ihm nicht geben. Man spricht hier von einem *Hedonismus* (abgeleitet von dem griechischen Wort *hedone*, für Freude, Lust, Genuss:). Allerdings ist der epikureische Hedonismus ein *mikrosozialer* und *rationaler*. Gemäß Epikur spielt nämlich für das Glück die Freundschaft (in Steigerung: die Liebe) eine überragende Rolle; zudem soll nach ihm das Glücksstreben (= Genussstreben) der Lenkung durch die mäßigende Vernunft unterliegen: Man soll z. B. nicht um willen einer kurzen Befriedigung – eines Rausches etwa – eine Langzeitfreude opfern;

das wäre schlicht nicht vernünftig. Epikur hat außerdem einen guten Rat für alle, die glücklich werden wollen: „*Lathe biosas!*“ – „Lebe im Verborgenen!“³

Darin steckt *im Besonderen*: „Tu dich nicht öffentlich hervor!“, „Strebe nicht nach Ansehen und Macht!“. Hiermit spricht Epikur *implizit* einen vierten und fünften Hauptgrund dafür an, warum viele Menschen unglücklich sind. Die drei Hauptgründe des Unglücklichseins, die er *explizit* nennt, sind hingegen *Schmerz*, *Furcht* (vor dem Tod und was danach kommen mag, vor der Zukunft überhaupt, vor den Göttern, aber auch vor den anderen Menschen) und *ungezügelter Begierden*. Doch eine der glücksfeindlichsten der ungezügelter Begierden ist nun eben *die Gier* nach Anerkennung, Ehre, Ruhm, der ungezügelter Ehrgeiz – und sie ist somit ein *vierter* Hauptgrund des Unglücklichseins; denn, mit dieser Gier geschlagen, macht man sich von den anderen Menschen, von der Öffentlichkeit, abhängig und meistens unglücklich, weil man von ihnen einfach nicht bekommt, was man begehrt: Anerkennung, Ehre, Ruhm. *Und* der ungezügelter Ehrgeiz verbindet sich nicht selten mit der Gier nach Macht – die ein *fünfter* Hauptgrund des Unglücklichseins ist; denn im immer wieder eintretenden Erfüllungsfall der Gier nach Macht werden u. U. Millionen der anderen Menschen unglücklich – gerade, weil einer bekommt, was er begehrt: unumschränkte Macht, was auch ihn selbst nicht glücklich macht, wie er am Ende merken muss, wenn noch ein Funken Menschlichkeit in ihm verbleibt.

Im epikureischen „Lebe im Verborgenen!“ steckt, *allgemein*, das „Gebe dich zufrieden!“, „Begnüge dich!“, „Sei bescheiden!“. So gesehen ist der Rat nicht zuletzt gegen die Habgier gerichtet – ein *sechster* Hauptgrund des Unglücklichseins; denn der in Kampf ausartende Wettbewerb hemmungslos egoistisch Begehrender um die unausweichlich nur begrenzt vorhandenen und sich der Aneignung stets widersetzenden Güter des sinnlichen Glücks führt das Unglücklichsein millionenfach herbei, eigenes und fremdes.

Leider, wie ich nun schon angedeutet habe, wird der epikureische Rat „Lebe im Verborgenen!“ von der Menschheit nicht befolgt, in ganz großem Ausmaß und Stil nicht befolgt, und das Unglücklichsein folgt auf dem Fuße. Der Mathematiker und Philosoph Blaise

³ Epikur, *Wege zum Glück*, Griechisch-lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Rainer Nickel, Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 2003, S. 141.

Pascal (1623 – 1662) schreibt mit einem Anflug von Humor, aber die Botschaft ist ernst, wenn man nur einen Augenblick nachdenkt:

„Wenn ich es mitunter unternommen habe, die mannigfaltige Unruhe der Menschen zu betrachten, sowohl die Gefahren wie die Mühsale, denen sie sich, sei es bei Hofe oder im Krieg, aussetzen, woraus so vielerlei Streit, Leidenschaften, kühne und oft böse Handlungen usw. entspringen, so habe ich oft gesagt, daß alles Unglück der Menschen einem entstammt, nämlich daß sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können. Kein Mensch, der genug zum Leben hat, würde sich, wenn er es nur verstünde, zufrieden zu Hause zu bleiben, aufmachen, um die Meere zu befahren oder eine Festung zu belagern. Die Charge im Heer würde man nicht so teuer bezahlen, wenn man es nicht unerträglich fände, nicht aus der Stadt herauszukommen, und die Unterhaltungen und Zerstreungen des Spiels sucht man nur, weil man nicht mit Vergnügen zu Hause bleiben kann.“⁴

Was die Menschen wegtreibt von „zu Hause“, also vom Leben im Verborgenen, ist im harmlosesten Fall Abenteuer- und Vergnügungslust, Schaulust, im schlimmeren Fall Ehrgeiz, im schlimmsten Fall Machtgier und Habgier. Und Machtgier und Habgier sind die treibenden Kräfte hinter dem auch im 21. Jahrhundert nur allzu realistischen Menschheitsszenario, das Arthur Schopenhauer (1788 – 1860) mit dem für ihn charakteristischen bitteren Zorn beschreibt:

„Alles, was wir anfassen, widersetzt sich, weil es seinen eigenen Willen hat, der überwunden werden muß. [...] Dabei ist die Hauptquelle der ernstlichsten Uebel, die den Menschen treffen, der Mensch selbst: *homo homini lupus*. Wer dies Letztere recht ins Auge faßt, erblickt die Welt als eine Hölle, welche die des Dante dadurch übertrifft, daß Einer der Teufel des Andern seyn muß; wozu denn freilich Einer vor dem Andern geeignet ist, vor Allen wohl ein Erzteufel, in Gestalt eines Eroberers auftretend, der einige Hundert Tausend Menschen einander gegenüberstellt und ihnen zuruft: »Leiden und Sterben ist euere Bestimmung: jetzt schießt mit Flinten und Kanonen auf einander los!« und sie thun es. – Ueberhaupt aber bezeichnen, in der Regel, Ungerechtigkeit, äußerste Unbilligkeit, Härte, ja Grausamkeit, die

⁴ Blaise Pascal, *Gedanken. Eine Auswahl*, übersetzt und herausgegeben von Ewald Wasmuth, Stuttgart: Reclam 1980, S. 58.

Handlungsweise der Menschen gegen einander: eine entgegengesetzte tritt nur ausnahmsweise ein. Hierauf beruht die Nothwendigkeit des Staates und der Gesetzgebung, und nicht auf euern Flausen. Aber in allen Fällen, die nicht im Bereich der Gesetze liegen, zeigt sich sogleich die dem Menschen eigene Rücksichtslosigkeit gegen seines Gleichen, welche aus seinem gränzenlosen Egoismus, mitunter auch aus Bosheit entspringt. Wie der Mensch mit dem Menschen verfährt, zeigt z. B. die Negersklaverei, deren Endzweck Zucker und Kaffee ist. Aber man braucht nicht so weit zu gehn: im Alter von fünf Jahren eintreten in die Garnspinnerei, oder sonstige Fabrik, und von Dem an erst 10, dann 12, endlich 14 Stunden täglich darin sitzen und die selbe mechanische Arbeit verrichten, heißt das Vergnügen, Athem zu holen, theuer erkaufen. Dies aber ist das Schicksal von Millionen, und viele andere Millionen haben ein analoges.“⁵

Geht *Glück* in rational und mikrosozial temperiertem *sinnlichen Glück* auf, wie Epikur meinte? Kann das philosophisch vernünftig sein? Der staatlicherseits diktatorisch verordnete und effizient regulierte, aber gänzlich sinnleere Hedonismus, der in dem dystopischen Roman von Aldous Huxley *Schöne neue Welt [Brave New World]* porträtiert wird, lässt daran gewisse Zweifel aufkommen. Aber sinnliches Glück kann aus philosophischer Sicht tatsächlich *nicht* als *das Glück* ausgezeichnet und empfohlen werden. Ersichtlich lässt das Streben nach sinnlichem Glück sich bei vielen Menschen, in der oder der Hinsicht bei den allermeisten, nicht begrenzen, sich durch Vernunft, wozu auch vernünftige Moral gehört, nicht *einfrieden* – wie es im Sinne Epikurs und anderer moderater Hedonisten für das Erlangen des Glücks doch erforderlich wäre. Das Streben nach sinnlichem Glück hat also offenbar kein selbstinneres *finis ultimus*, kein selbstinneres letztes Ziel. Dass aber das Streben nach *Glück* ein selbstinneres letztes Ziel hat und *das Glück* im Erreichen und im genießenden Verbleiben bei diesem Ziel, dem höchsten Gut, dem *summum bonum*, besteht, ist ein allgemeines Strukturmerkmal *des Glücks* – sagt *normativ* die philosophische Vernunft.

Das Streben nach sinnlichem Glück strebt demgegenüber gewissermaßen ins Unendliche: immer und immer noch zu einem Noch-darüber-hinaus (der Qualität nach, der Diversität nach, der Intensität nach, mehr als selten auch der Quantität nach). Nach Schopenhauer

⁵ Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Zweiter Band, Kapitel 46 [Zweiter Teilband, Zürich: Diogenes Verlag 1977, S. 676–677].

kann es nicht anders sein, denn jeder Mensch ist nach ihm eine individuelle Erscheinung des grund- und maßlosen, der Vernunft abholden Willens zum Dasein, zum Leben. Das Streben nach sinnlichem Glück, Teil des unersättlichen Lebenshungers, lässt sich – von Ausnahmen abgesehen, die es freilich gibt (siehe etwa Epikur selbst) – schlicht nicht auf festbleibendem, vernünftigerweise bescheidenem Niveau befriedigen; es will, im menschlichen Durchschnitt, *mehr* und immer *mehr* – während doch die Ressourcen dafür schwer zu erlangen und vor allem unerbittlich *endlich* sind. Schopenhauer sagt:

„Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht findet der Wille sich als Individuum [...] unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit. – Bis dahin jedoch sind seine Wünsche grenzenlos, seine Ansprüche unerschöpflich, und jeder befriedigte Wunsch gebiert einen neuen. Keine auf der Welt mögliche Befriedigung könnte hinreichen, sein Verlangen zu stillen, seinem Begehren ein endliches Ziel zu setzen und den bodenlosen Abgrund seines Herzens auszufüllen.“⁶

Wie die Menschen in der Mehrzahl sind, gibt unseren Politikern aber offenbar nicht zu denken, obwohl es auf der Hand liegt, auch ohne dass man Schopenhauer gelesen hat. Sie sind eben auch nur Menschen, wenn sie auch gerne, als wären sie *etwas anderes*, von den Erwartungen „der Menschen“ sprechen“. Unbeirrt, mit einem Blick auf die nächsten Wahlen, halten sie daran fest, dass sinnliches Glück, irdisches Wohlbefinden, auf immer höherem, immer anspruchsvollerem Niveau für alle Menschen nicht nur in Deutschland, sondern, der Gerechtigkeit halber, auf der ganzen Welt unbegrenzt realisierbar sei. Der Weg zum immer größeren Wohlbefinden *aller* sei das wissenschaftlich-technologisch angeleitete Wachstum, Wachstum, Wachstum und nochmals Wachstum der globalen Wirtschaft. Aber in der Umsetzung bedeutet *das* die unaufhörlich sich steigernde Vergewaltigung der Erde durch den Menschen. – Es wird ein böses Ende nehmen.

Die Unbegrenzbarkeit des menschlichen Strebens nach sinnlichem Glück, nach dem irdischen Wohlbefinden, bei welchem Streben *das*, was *gestern* unvorstellbarer Luxus war, *heute*

⁶ *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Zweiter Band, Kapitel 46 [Zweiter Teilband, Zürich: Diogenes Verlag 1977, S. 670].

sozusagen zum Existenzminimum gehört – usw. usf., denn morgen wird ja *Heute Gestern* sein –, zeigt sich zum einen gesellschaftlich-historisch, im Großen, weltumspannend. Es zeigt sich aber auch psychologisch, im Kleinen, in der persönlichen Erlebniswelt. Pascal hat es schon vor mehr als 350 Jahren klar und deutlich gesehen und zum Ausdruck gebracht:

„Sie bilden sich ein, nur diesen Rang müßten sie erreicht haben, um sich sofort mit Lust zur Ruhe setzen zu können, und sie ahnen nicht die Unersättlichkeit ihrer Begierde. Sie glauben ehrlich, die Ruhe zu suchen, und sie suchen in Wirklichkeit nur die Unruhe. [...] [Sie bilden] einen verworrenen Plan, der sich im Unbewußten ihrer Seele verbirgt und der sie dazu bringt, die Ruhe durch die Unruhe zu suchen und sich dabei immer einzubilden, daß sie das Glück, das sie nicht haben, haben würden, sobald sie etliche Schwierigkeiten, die sie grade vor sich sehen, überwunden hätten, und daß sie dann die Tür zu geruhsamem Leben öffnen könnten.

So verrinnt das ganze Leben: man sucht die Ruhe, indem man einige Schwierigkeiten, die uns hindern, überwinden will; und hat man sie überwunden, dann wird die Ruhe unerträglich. Denn entweder denkt man an die Sorgen, die man hat, oder an die, die uns drohen. Und hätte man sich wirklich in jeder Hinsicht gesichert, so wird die Langeweile auf Grund ihres eigenen Rechtes sich nicht hindern lassen, aus dem Grunde des Herzens, wo sie natürlich wohnt, aufzusteigen und den Geist mit ihrem Gift zu erfüllen.“⁷

Diejenigen, die Pascal da betrachtet, Zeitgenossen von sich, aber auch von uns, kennen offenbar kein letztes Ziel ihres Glücksstrebens, ob sie es nun zugeben würden oder nicht. Sind sie nicht recht bei Verstand? Für Pascal sind sie in der Tat Verirrte, kennen sich nicht aus (freilich nicht zufällig, sondern aufgrund einer tiefen Schädigung ihrer menschlichen Natur: einer Art *Erblindung*). Es hat aber in der Philosophiegeschichte nicht an Philosophen gefehlt, die die Existenz eines letzten Ziels des Glücksstrebens durchaus *bestritten* haben. Verneint wird von diesen Philosophen ein *vernunftgemäß verbindliches*, ein *vernunftgemäß gesolltes* solches Ziel; es wird natürlich nicht verneint, dass es für irgendjemanden irgendein letztes Ziel seines Glücksstrebens gibt, eines, das er sich selbst gesetzt hat. Schopenhauer gehört zu jenen Leugnern eines letzten Ziels, nicht aber Pascal, der nur bestritt, sinnliche Glücksgüter könnten das letzte Ziel des Glücksstrebens sein, und auch nicht Epikur, der nun gerade

⁷ *Gedanken*, S. 61.

meinte, sinnliche Glücksgüter, wenn man sie nur vernünftig wähle und umgrenze, bildeten dieses letzte Ziel.

Der englische Philosoph Thomas Hobbes (1588 – 1679) bringt die These, es gebe kein letztes Ziel des Glücksstrebens – kein philosophisch verbindliches solches –, ausgesprochen einprägsam zum Ausdruck:

„Es gibt kein solches *finis ultimus* (äußerstes Ziel) noch ein *summum bonum* (größtes Gut), wovon in den Büchern der alten Moralphilosophen die Rede ist. Noch kann ein Mensch, dessen Begierden am Ende sind, mehr leben als einer, dessen Wahrnehmungen und Vorstellungen stillstehen. Das Glück ist ein kontinuierliches Fortschreiten des Begehrens von einem Objekt zum anderen, wo das Erlangen des früheren immer nur der Weg zum späteren ist.“⁸

Offensichtlich setzt Hobbes an die Stelle der *finis-ultimus*-freundlichen Glückskonzeption, wonach das Glück ein Ruhen bei oder in etwas ist, kurz: an die Stelle der *Ruhekonzeption* des Glücks, die *finis-ultimus*-feindliche *Durchlaufskonzeption* des Glücks, wonach das Glück in der begehrenden Bewegung von einem Glücksgut zum anderen besteht und die Erfüllung selbst des Begehrens zu einer mehr oder minder momentanen, ephemeren Angelegenheit wird. Hobbes vertritt damit in den Worten einer sehr viel späteren Zeit etwas, was schon aus dem Streitgespräch zwischen Sokrates und Kallikles in Platons Dialog *Gorgias*, der ca. 386 v. Chr. entstand, unverkennbar herausgelesen werden kann, nämlich gerade die Auffassung des Kallikles:

„Sokrates [spricht zu Kallikles]: Wohlan, einen [...] Vergleich will ich dir erzählen [...]: [...] [W]enn von zwei Männern jeder viele Fässer hätte; die des einen wären intakt [...]. Dieser eine von den beiden soll, nachdem er die Fässer gefüllt hat, nichts hineingießen und sich nicht weiter darum kümmern, sondern soll diesbezüglich ruhig sein. Für den anderen aber sollen [...] die Gefäße [...] durchlöchert und morsch sein, und er soll gezwungen sein, sie

⁸ „[T]here is no such *Finis Ultimus*, (utmost ayme,) nor *Summum Bonum*, (greatest Good,) as is spoken of in the Books of the old Morall Philosophers. Nor can a man any more live, whose Desires are at an end, than he, whose Senses and Imaginations are at a stand. Felicity is a continuall progresse of the desire, from one object to another; the attaining of the former, being still but the way to the later.“ Thomas Hobbes, *Leviathan*, Teil I, Kapitel 11 [Everyman's Library Edition, London: Dent 1976, S. 49].

immer, tags und nachts, aufzufüllen, oder er müsste größte Unlust empfinden. Wenn das Leben der beiden so ist, meinst du, dass das Leben des Zügellosen glücklicher ist als das des Ordentlichen? [...]

Kallikles: Du überzeugst mich nicht, Sokrates. Denn derjenige, der sein Fass angefüllt hat, hat keinen Genuss mehr, sondern das tritt ein, wovon ich eben sprach: das ‚wie ein Stein leben‘: Einmal angefüllt, hat man keine Freude mehr und keinen Schmerz. Aber darin liegt das genussvolle Leben, dass möglichst viel dazu fließt.

Sokrates: Also muss es doch, wenn viel dazu fließt, auch viel ‚Weggehen‘ und große Löcher geben für das Abfließen?

Kallikles: Gewiss.

Sokrates: Du sprichst vom Leben eines Regenpfeifers, aber nicht von dem eines Toten oder eines Steines.“⁹

Sokrates' Anspielung wird verständlich, wenn man berücksichtigt, dass Sokrates zuvor schon gesagt hat: „Werden also nicht zu Recht die glücklich genannt, die nichts brauchen?“ Worauf Kallikles geantwortet hat: „Die Steine wären dann auf diese Weise am glücklichsten und die Toten.“¹⁰ Wo aber Hobbes, der zeitlebens ein äußerst vorsichtiger, auf Lebenssicherung bedachter Mann war, nun sicherlich nicht mit Kallikles übereingestimmt hätte – *das* ist manches im Umkreis des Glücksthemas, das Platon dem Kallikles im *Gorgias* sonst noch in den Mund legt, insbesondere *dies*:

„Derjenige, der richtig leben will, muss die eigenen Begierden möglichst groß sein lassen und darf sie nicht zügeln; er muß fähig sein, diesen möglichst großen Begierden mit Tapferkeit und Vernunft zu dienen und zu erfüllen, worauf immer sich sein Begehren richtet. [...] Luxus und Zügellosigkeit und Freiheit sind, wenn sie Unterstützung haben, Tugend und Glück, die anderen Dinge sind nur schöne Fassaden, sind widernatürliche Vereinbarungen der Menschen, Geschwätz und nichts wert.“¹¹

⁹ Platon, *Gorgias*, 493d – 494b; zitiert nach: Platon, *Gorgias*, Griechisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Michael Erler, Stuttgart: Reclam 2011, S. 146–149.

¹⁰ *Gorgias*, 492e.

¹¹ *Gorgias*, 491e – 492a; 492c.

Dahin, zum *Raubmenschentum* – zum hier von Kallikles, aber viele Jahrhunderte später auch von Nietzsche gepriesenen Ideal – kann es kommen, wenn jemandem als Glück nur sinnliches Glück gilt und dieser sodann abgewandt vom epikureischen Modell, ohne *finis ultimus* und ohne rationale und moralische Korrektur, hemmungslos der Durchlaufskonzeption des Glücks frönt, mit rücksichtsloser Verfolgung und Erfüllung egoistischer, immer höher sich auftürmender, maßloser Begierden. Eine Spur der Verwüstung wird ihm folgen, mit der eigenen gewaltsamen Vernichtung gewöhnlich endend.

Dem epikureischen Ideal: dass der vernünftigen Norm gemäß vernünftig reguliertes sinnliches Glück das Glück sei – dass es so sein soll, nach dem Urteil der philosophischen Vernunft –, stellt sich das Problem entgegen, dass sinnliches Glück an sich selbst kein *summum bonum* hat, sondern dass das, was allein sein *summum bonum* sein könnte – nämlich das hinreichend objektiv fassbare sinnliche, inklusive sinnlich-geistige, Gute in seiner Totalität – nicht nur, *gehabt*, sehr schnell wieder verloren geht und keine bleibende Ruhe schenkt, sondern immer und immer noch steigerbar ist, *geföhlt* ad infinitum – mit allen negativen Folgen, die die Erfüllung eines neuen, inhaltlich weiter angereicherten, schnell als absolut berechtigt und unaufgebar angesehenen *sinnlichen Begehrens* für die Umwelt hat, insbesondere die Mitgeschöpfe.

Versuchen wir es philosophisch-normativ mit dem Glück doch einmal radikal anders! Zuvor möchte ich aber bemerken, dass die Glückskonzeption, die ich nun vorstellen werde, in dieser unserer Zeit sehr wenige Freunde hat. Freilich war es einmal *etwas* anders; gleichwohl muss man konstatieren, dass die vom sinnlichen Glück abgewandte Glückskonzeption, um die es nun gehen wird, etwas entschieden Elitäres an sich hat, was ihr verständlicherweise zu allen Zeiten nur wenige Anhänger beschieden hat. Im 20. Jahrhundert veröffentlichte Gottfried Benn (1886 – 1956) dies:

„Einsamer nie als im August:
Erfüllungsstunde – im Gelände
die roten und die goldenen Brände,
doch wo ist deiner Gärten Lust?

Die Seen hell, die Himmel weich,
die Äcker rein und glänzen leise,
doch wo sind Sieg und Siegsbeweise
aus dem von dir vertretenen Reich?

Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge – :
dienst du dem Gegenglück, dem Geist.¹²

Das *Gegenglück* steht in Benns Gedicht für *etwas*, das dem sinnlichen Glück – von Benn schlicht als „Glück“ bezeichnet – entgegen ist, also vom sinnlichen Glück nicht einmal vollendend begleitet wird. Und natürlich lädt die Bezeichnung „Gegenglück“ sehr dazu ein, dieses *Etwas* selbst als ein Glück anzusehen: ein Glück, welches nun eben ganz anders als sinnliches Glück und diesem entgegen, dieses bzgl. desselben Augenblicks ausschließend ist. Dieses andere Glück, das Gegenglück, ist nach Benn der Geist. Das kann aber nur bedeuten, dass *das geistige Erleben in den ihm eigenen freudhaften Erfüllungen* dieses andere Glück ist; denn nur indem mit „der Geist“ dieses Erleben gemeint ist, kann der Geist überhaupt ein Glück sein; weil ja ein Glück stets ein Erleben freudevoller Erfüllung ist.

Dem Gegenglück, dem Geist, *dem geistigen Erleben in den ihm eigenen freudhaften Erfüllungen* dienen – das bedeutet insbesondere, danach *zu streben*: nach dem Gegenglück, dem geistigen Erleben in den ihm eigenen freudhaften Erfüllungen. *Danach* zu streben – das wiederum kann vieles bedeuten. Für Benn bedeutete es offenbar, inhaltsvolle und formvollendete Gedichte zu verfassen;¹³ aber da es sich bei einem Gedicht durch Klang und imaginierte konkrete Bildinhalte um etwas sprachlich *Sinnlich-Symbolisches* handelt, geht es Benn beim „Gegenglück“ dann doch wohl eher um ein *sinnlich-geistiges* Erleben als um ein geistiges Erleben. Ein *rein* geistiges Erleben bietet demgegenüber die erkennende

¹² Gottfried Benn, „Einsamer nie“, in: *Lyrische Signaturen*, herausgegeben von Walter Urbanek, Bamberg: C. C. Buchners Verlag o. J., S. 373.

¹³ In der letzten Strophe des Benn-Gedichtes „Leben – niederer Wahn“ (*ebd.*, S. 368) heißt es: „Form nur ist Glaube und Tat, / die erst von Händen berührten, / doch dann den Händen entführten / Statuen bergen die Saat.“ Aus den vorausgehenden drei Strophen jenes Gedichts geht wiederum – wie aus den insgesamt drei Strophen von „Einsamer nie“ – die Abkehr vom sinnlichen Glück hervor (vom *in nächstliegender Weise* sinnlichen Glück, wie man genauer sagen muss).

Beschäftigung mit abstrakten Gegenständen, wie es in hervorragender und unerschöpflicher Weise die Gegenstände der Mathematik sind, insbesondere die verschiedenen abstrakten Unendlichkeiten. Platon (427 v. Chr. – 347 v. Chr.) kennt er auch ein anders geartetes rein geistiges Erleben in freudhafter Erfüllung, eines, bei dem man versucht ist, es als rein fiktiv zu bezeichnen, da es offenbar, nach allem, was wir psychologisch wissen, nicht menschlich nachvollziehbar ist, nämlich die geistige Schau der reinen werthaften Formen, etwa der Form des Schönen selbst. Im Dialog *Symposion* lässt er uns durch Sokrates, der wiederum die Rede der Priesterin Diotima aus der Erinnerung direkt wiedergibt, mitteilen:

„Wer nämlich bis hierher in der Liebe erzogen ist, das mancherlei Schöne in solcher Ordnung und richtig schauend, der wird, indem er nun der Vollendung in der Liebeskunst entgegengeht, plötzlich ein von Natur wunderbar Schönes erblicken, nämlich jenes selbst, o Sokrates, um dessen willen er alle bisherigen Anstrengungen gemacht hat, welches zuerst immer ist und weder entsteht noch vergeht, weder wächst noch schwindet, ferner auch nicht etwa nur insofern schön, insofern aber häßlich ist, noch auch jetzt schön und dann nicht, noch in Vergleich hiermit schön, damit aber häßlich, noch auch hier schön, dort aber häßlich, als ob es nur für einige schön, für andere aber häßlich wäre. Noch auch wird ihm dieses Schöne unter einer Gestalt erscheinen, wie ein Gesicht oder Hände oder sonst etwas, was der Leib an sich hat, noch wie eine Rede oder eine Erkenntnis, noch irgendwo an einem anderen seiend, weder an einem einzelnen Lebenden noch an der Erde, noch am Himmel; sondern an und für und in sich selbst ewig überall dasselbe seiend [wörtlicher: sondern es selbst gemäß seiner selbst mit sich selbst eingestaltig immer seiend], alles andere Schöne aber an jenem auf irgend eine solche Weise Anteil habend, daß, wenn auch das andere entsteht und vergeht, jenes doch nie irgendeinen Gewinn oder Schaden davon hat noch ihm sonst etwas begegnet.“¹⁴

In der Spätantike, bei Plotin (205 n. Chr. – 270 n. Chr.), geht es im geistigen Erleben, das maximal glücklich, „gegenglücklich“, ist, dann nicht mehr wie bei Platon um die geistige Schau der einen oder anderen reinen werthaften Form, sondern einzig und allein um die unmittelbare geistige Begegnung, die Berührung mit *dem Einen, dem Guten*, von dem schon

¹⁴ Platon, *Symposion*, 210e – 211c, in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher [*Werke*, Griechisch-deutsch, Band 3, hrsg. von Gunther Eigler, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 346–349].

Platon gesagt hatte (*Politeia*, 509b), dass es an Würde und Kraft über das Sein noch hinausragt. Diese Begegnung hält Plotin für möglich; die Bewegung dahin ist, so Plotin, „die Flucht des Einen [der Seele] zum Einen“¹⁵; darüber aber, wohin die Flucht schließlich führt und welche *Radikalität* sie ausmacht, sagt Plotin das Folgende:

„Indem man aber berührt, hat man, in dem Augenblick, wo man berührt, überhaupt weder Vermögen noch Muße, irgend etwas auszusagen, sondern man reflektiert erst nachträglich darüber. Man muss aber annehmen, dass man Jenes in dem Augenblick gesehen hat, wo die Seele auf einmal von einem Licht erfüllt wird, denn das kommt von Ihm selbst, das ist Es selbst. [...] Und das ist das wahrhaftige Endziel für die Seele: Jenes Licht anzurühren und es selbst mittels seiner selbst zu erschauen, nicht mittels eines anderen Lichts, sondern mittels dem, durch welches sie (die Seele) überhaupt sieht. Denn das Licht, wodurch sie erleuchtet wurde, jenes ist es, das es zu erschauen gilt (man sieht ja auch die Sonne nicht mittels eines anderen Lichts). – Und wie kann dies Ziel Wirklichkeit werden? – Tu alle Dinge fort!“¹⁶

Eine schärfere Abkehr vom sinnlichen Glück hin zu einem ganz anderen Glück, einem extrem geistigen – es scheint: kaum menschenmöglichen – Glück, kann es nicht geben. Schon für Plotin war *das Gute, das Eine* in einem ausgezeichneten Sinn *göttlich*, dabei allerdings weitgehend a-personal; für diejenigen Christen, die später die *unio mystica* suchten, war es Gott in Person.

In seinen ekstatischen Spitzen steht die Existenz des geistigen – rein geistigen – Glücks dahin; freilich muss man, wenn man das spitzenmäßige geistige Glück leugnen will, das Zeugnis vieler, vieler praktizierender Mystiker aus verschiedensten Kulturen zu bloßen Einbildungen, zu Erlebnissen ohne Gegenstand erklären: zu Erlebnissen der Freude, ohne dass sich an etwas gefreut wird. Dass es das normale, nichtekstatische geistige Glück gibt, ist hingegen unbestreitbar; das sinnlich-geistige Glück am Rande des sinnlichen Glücks ist ja schon auf dem Weg zu ihm. Ein *sinnlich-geistiges* Glück kann sich dann einstellen, wenn die elementare Lebensgier für eine Weile Ruhe gibt und der Mensch, der sonst der Sklave dieser

¹⁵ Plotin, *Enn.* VI 9,11,51; vgl. *Enn.* V 1,6,12.

¹⁶ Plotin, *Enn.* V 3,17,26–38 (mit Auslassung), weitgehend, aber nicht durchgehend nach der Übersetzung von Richard Harder [*Plotins Schriften*, Griechisch-deutsch, Band V, übersetzt von Richard Harder, Hamburg: Meiner Verlag 1960, S. 170–171].

Gier ist, sich ganz frei mit sinnlichen Gegenständen *betrachtend-erkennend* oder *spielerisch-schöpferisch* befasst; je bedeutsamer diese Gegenstände sind, umso besser (aber Briefmarken, z. B., tun es schon auch). Ein *geistiges* Glück kann sich dann einstellen, wenn in der betrachtend-erkennenden oder spielerisch-schöpferischen freien menschlichen Tätigkeit die sinnlichen Gegenstände durch rein geistige ersetzt sind. Bei beiden Glücken muss zu ihrem Wirklichwerden nur noch die freudhafte Erfüllung im Erleben hinzutreten.

Thomas von Aquin sagt im Hinblick auf das geistige Glück, indem er es mit *dem Glück* gleichsetzt: „Letztes Ziel des Menschen und seine Glückseligkeit ist sein vollkommenstes [rationales, erkennendes] Wirken“¹⁷ und „Der Name der Glückseligkeit meint die letzte Vollendung der rationalen oder intellektuellen Natur“¹⁸. Dem kann man zustimmen, auch ohne, anders als Thomas, den höchsten Gegenstand des erkennenden menschlichen Wirkens, nämlich Gott, im Sinn zu haben. Doch das sinnliche Glück ungewürdigt zu lassen, verbietet sich aus Sicht der philosophischen Vernunft durchaus. *Zum einen* sind die beiden Glücke, das sinnliche und das geistige, so ganz unähnlich nicht: Beide sind sie in der Realisation nur vorübergehend zu haben (auch eine *unio mystica* dauert nicht lang), und beide sind sie auf das Begehren angewiesen (wenn auch das Begehren bei ihnen ganz verschieden ausfällt, und das nicht nur, was den Begehrensgegenstand betrifft): Ohne Begehren – im weitesten Sinne genommen – kein Glück, denn die Glückseligkeit ist nun eben – allgemein-formal – die Sättigung *des Willens*. *Zum anderen* gehören sinnliches Glück und geistiges Glück zusammen, wenn man sie auch schlecht *gleichzeitig* haben kann, da Glück in jeder Gestalt die volle Aufmerksamkeit auf den jeweiligen Glücksgegenstand erfordert und da sinnliches Glück und geistiges Glück nun einmal sehr verschiedene Glücksgegenstände haben. Doch gehören sie zusammen wegen der Position des Menschen in der natürlichen Ordnung, der da zum einen über das Animalische hoch hinausragt, aber zum anderen tief im Animalischen verwurzelt ist. Wie ein Baumriese (hätte er Bewusstsein) kann ein Mensch gemäß der natürlichen Ordnung nur dann *in Vollendung* glücklich sein, wenn nicht nur seine hohe „Krone“ wie auch sein hoher „Stamm“ bekommen, was sie begehren, sondern wenn auch seine tiefen „Wurzeln“ bekommen, was sie begehren. Und, wie Baum und Mensch nun

¹⁷ Finis enim ultimus hominis, et sua felicitas, est eius perfectissima operatio; *S.c.G.* III 28 [*Summe gegen die Heiden*, Lateinisch-deutsch, Dritter Band, Teil 1, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 120].

¹⁸ [N]omine beatitudinis intelligitur ultima perfectio rationalis seu intellectualis naturae; *S.th.* I 62,1 c [*Summa Theologiae*, Mailand: Edizioni Paoline 1988, S. 290].

einmal naturgesetzlich beschaffen sind, gilt zudem: Es kann der Krone und dem Stamm nicht wohlgehen, wenn es den Wurzeln nicht wohlgeht; denn die Wurzeln leisten dem Stamm und der Krone naturgesetzlich unabdingbare Dienste, bei allem unterirdischen Eigenrecht, das sie sehr wohl *auch*, aber doch ohne Maßlosigkeit, haben.

Nun wird es aber Zeit von dem unheimlichen Gast zu sprechen, der schon die ganze Zeit über still und stumm, doch irgendwie bedrohlich in einer der hinteren Ecken steht. Der britisch-amerikanische Dichter W. H. Auden (1907 – 1973) nennt ihn „Zeit“ und schreibt „Zeit schaut aus dem Schattendunkel / und hustet, wenn ihr küssen wollt“¹⁹. Ja, die Zeit ist der unheimliche Gast, freilich nicht die Zeit als abstraktes Ordnungsschema, sondern so, wie sie in allegorischen Deckenfresken dargestellt wird: eine hagere lange Gestalt, die in der einen Hand ein Stundenglas hält und in der anderen Hand – eine Sense. Der unheimliche Gast ist die Zeit als die Vergänglichkeit selbst, er ist – um es geradeheraus zu sagen – der Tod. Hier nun gerade steht er still in der Ecke; anderswo läuft er mit großen Schritten und schwingt wie ein Schnitter die Sense – wie es die als „Tod zu Ötting“ bekannte Skelettfigur in der Stiftspfarrkirche [St. Philipp und Jakob] in Altötting unaufhörlich tut, oben auf der gut 7 m hohen Schrankuhr.

Was der Tod für das menschliche Glück bedeutet, hat der englische Pamphletist und Dichter Thomas Nashe (1567 – 1601) in seinem Gedicht „In Zeiten der Pestilenz“ mit einer schlichten Wucht zum Ausdruck gebracht, von der man hoffentlich noch in meiner Übersetzung etwas spürt:

„Adieu, leb’ wohl der Erde Seligkeit.

Diese Welt ist ungewiss;

Allzu geliebt sind des Lebens lustvolle Freuden,

Der Tod erweist sie alle als Spielzeug nur.“²⁰

¹⁹ Dies sind, übersetzt, zwei Verszeilen aus dem Gedicht „As I walked out one evening“. Im Original: „Time watches from the shadow / And coughs when you would kiss.“ [W. H. Auden, *Selected Poems. New Edition*, hrsg. von Edward Mendelson, New York: Vintage Books 1979, S. 61.]

²⁰ Dies sind, übersetzt, die ersten vier Verszeilen aus dem Gedicht „In a Time of Pestilence“. Im Original: „Adieu, farewell, earth’s bliss. / This world uncertain is; / Fond are life’s lustful joys, / Death proves them all but toys.“ [A *Treasury of Great Poems*, Volume One (Paperback), hrsg. von Louis Untermeyer, New York: Simon & Schuster o. J. (angegebenes Jahr des letzten Copyright: 1955), S. 331.]

Auf den ontologischen Skandal der unausbleiblichen Nichtung von allem Glück, ja von allem überhaupt, durch die Vergänglichkeit kann man verschieden reagieren. *Eine* Reaktion ist die hedonistische Trotzreaktion, das „Jetzt erst recht“, wie es in dem bekannten Lied zum Ausdruck kommt:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht.“

Oder auch in der vom Apostel Paulus zitierten Devise „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot“ (1. Kor 15, 32; vgl. Jes 22, 13).²¹ Den Kopf in den Sand zu stecken, gewissermaßen, hat hingegen mancher Philosoph empfohlen. Spinoza sagt im 67. Lehrsatz des IV. Teils seiner *Ethik*: „Der freie Mensch denkt an nichts weniger als an den Tod; und seine Weisheit ist nicht ein Nachsinnen über den Tod, sondern über das Leben.“²² Epikur wiederum meinte, der Tod habe keine Bedeutung für uns und sei, insbesondere, nicht zu fürchten; denn: wenn wir sind, ist er nicht da; und wenn er da ist, sind wir nicht.²³ Dass es so einfach nicht sein kann, mit der negativen Seite des Todes umzugehen, sieht man schon daran, dass Epikur empfiehlt, sich gegebenenfalls die positive Seite des Todes, die es ja sehr wohl *auch* gibt, vor Augen zu stellen – womit man nun aber zwangsläufig den Tod gerade als etwas *uns Angehendes* ins Auge fasst, nämlich als Erlöser vom Leid. Epikur sagt:

„Ein einziger Grundsatz wird dir Mut geben, nämlich der, dass kein Übel ewig währt, ja nicht einmal sehr lange dauern kann.“²⁴

Was aber angesichts des Todes und des anderen Todfeindes des Glücks, des Leides, wirklich trösten kann – wenn es einem denn vergönnt ist, *daran* zu glauben, denn es ist

²¹ NT, S. 218, und AT, S. 773, in: *Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers*, Revidierte Fassung von 1984, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 2006.

²² Benedictus de Spinoza, *Die Ethik*, Lateinisch-deutsch, Stuttgart: Reclam 1997, S. 581.

²³ *Wege zum Glück*, S. 225.

²⁴ Der Ausspruch wird Epikur nur zugeschrieben, steht aber in vollkommenem Einklang mit seiner Philosophie. Vgl. im „Brief an Menoikeus“: „... dass aber das größte Übel entweder nur kurze Zeit andauert oder nur kurze Zeit als Leid empfunden wird“ (*Wege zum Glück*, S. 233).

metaphysisch sehr voraussetzungsreich und die Fragen und Fragwürdigkeiten, die sich damit verbinden, sind viele –, ist das Folgende aus der *Offenbarung des Johannes* (21, 3–4):

„Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron, die sprach: Sieh da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“²⁵

Eine der Fragen, die man hier stellen kann, ist diese: Warum denn die Tränen, die Gott dereinst abwischen wird, überhaupt erst geweint werden müssen? Wie man es auch dreht und wendet, es wird einem schwer werden, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu geben. Am Ende, jedenfalls, stehen wir, nach all unserem Streben nach Glück, mit leeren Händen da. Es liegt alles hinter uns, so wie es einst alles vor uns lag. Besser wäre es da schon, wenn wir – als Bettler mit leeren Händen – vor der Tür des barmherzigen Gottes stünden.

Dieses gewisse tiefe Sichsehnen nach einem Glück nach dem irdischen Tod mag einem vorkommen wie nur ein weiterer Fall menschlicher Unersättlichkeit; wie ein extremer Anwendungsfall des Mottos Karls V.: *Plus ultra* – „Immer weiter“; oder auch der Lied-Worte Konstantin Weckers: „genug ist nicht genug“. Es mag einem so vorkommen, solange man nicht bedenkt, wie unzählig viele Menschen es gab, gibt und geben wird, denen die Welt nicht einmal ein erstes Genügen gewährt, und sei es ein noch so bescheidenes.

Eine letzte Frage: Was ist der Zusammenhang zwischen Glück und dem Sinn des Lebens? Einerseits ist es offenbar so, dass man den Sinn seines Lebens finden und leben kann, ohne *in Vollendung* glücklich zu sein, wenn es auch gewiss nicht sein kann, dass man im aktiven Besitz seines Lebenssinns ganz und gar unglücklich ist. Andererseits ist es aber auch offenbar so, dass man mindestens *nicht in Vollendung* glücklich sein kann, ohne den Sinn seines Lebens zu finden und zu leben; ja, ein Glück, das nicht im Lichte eines Lebenssinns steht,

²⁵ *Die Bibel*, NT, S. 316.

mag einem früher oder später unerträglich leicht und leer vorkommen. Die in der Perspektive der normensetzenden philosophischen Vernunft beste Aussage über den Zusammenhang zwischen Glück und Lebenssinn – eine Aussage, die, wenn sie befolgt wird, zudem dem Glück den zwar nur leichten, aber doch unverkennbaren Beigeschmack des Egozentrismus nimmt – fand ich vor vielen Jahren an einer ganz unwahrscheinlichen Stelle: in einem sog. „fortune cookie“, einem „Glückskeks“. Es stand da auf dem schmalen Papierstreifen: „Den Sinn deines Lebens findest du dort, wo deine Freude anderen hilfreich ist.“ Das ist wahr, *wenn zudem* meine Freude niemandem schadet. – Und es ist nichts weiter hinzuzufügen.